„Der Courier"
ist die führende deutsche Zeitung Canadas.

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen.

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt. Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Mustern und Auskunft über Drucksachen von
The Sask. Courier Pub. Co. Ltd.
1885 Halifax Str Regina, Sask.

Die Deutschen Jugoslawiens

Belgrad, 6. Oktober. — Die Zahl der Deutschen in Jugoslawien beträgt nahezu 600,000. Auf die Bacska entfallen 200,000, aufs Banat 140,000, auf Syrmien 130,000, auf Slowenien 60,000. Die übrigen wohnen zerstreut in Kroatien und Bosnien.

Die Bildung und Kultur der Deutschen Jugoslawiens ist nicht einheitlich. Die Deutschen Sloweniens, die zu Oesterreich gehörten, haben eine hohe Kultur und eine große Intelligenz. Als Volk hat sich das Deutschtum in den einst zu Ungarn gehörenden Gebieten Jugoslawiens so ziemlich gut gehalten, obwohl in den letzten 20 Jahren infolge der Erdrosselung der deutschen Volksschulen ein rapider kultureller und sittlicher Niedergang wahrzunehmen war. Am schlechtesten war es mit dem Deutschtum in Kroatien bestellt. Hier wurden nicht nur die Schulen, sondern fast überall auch die Kirche kroatisiert. Das Deutschtum Kroatiens steht daher in allen Beziehungen am tiefsten.

Der Umsturz hat für das ganze Deutschtum Jugoslawiens eine neue Lage geschaffen. In Slowenien entbrannte gegen die Deutschen ein wilder Kampf. Tausende wurden aus ihrer Heimat vertrieben, sieben deutsche Mittelschulen gesperrt, alle deutschen Privatschulen geschlossen, die meisten deutschen Vereine aufgelöst und viele wertvolle deutsche Vereinsheime weggenommen. In Kroatien schien sich die Lage anfangs zu bessern. Der Kulturbund gründete in mehreren Gemeinden Ortsgruppen und begann eine segensreiche Tätigkeit zu entfalten. Nach einjähriger Tätigkeit ließ die Provinzialregierung in Agram den Kulturbund aufheben, mit der Begründung, daß die Bundessatzungen nur für die Wojwodina, nicht aber auch für Kroatien-Slawonien genehmigt seien. Unter der jetzigen Regierung dürfte sich aber auch die Lage der deutschen Kroatien-Sloweniens besser gestalten.

Grundverschieden anders verfuhr die Regierung in der Wojwodina, das ist in jenen Gebieten, die einst zu Ungarn gehört haben. Hier wurde die deutsche Sprache in den Volksschulen der Deutschen sofort als Unterrichtssprache eingeführt. Tatsächlich wurde sie in allen deutschen Dörfern der Wojwodina mit Freude begrüßt. Seit fünfzehn Jahren waren die Volksschulen der Deutschen in Ungarn magyarisiert. Obwohl das Volk mit der Schulpolitik der ungarischen Regierung höchst unzufrieden war, konnte es seiner Unzufriedenheit nicht Ausdruck geben, da die Deutschen Ungarns Dank dem Terror, der in Ungarn bei den Wahlen ausgeübt wurde, im Parlament keine Vertreter hatten. In den Schulen, aus denen seit fünfzehn Jahren die deutsche Sprache verbannt war, wurde also wieder deutsch vorgetragen. Als am Ende des Schuljahres bei den Prüfungen die Kinder Schiller und Goethe deklamierten, verglichen die Eltern unwillkürlich die Schulpolitik des ungarischen mit dem serbischen Regime. Der Vergleich fiel zum Nachteile Ungarns aus, obwohl das Volk sonst vielmehr Ungarn als Jugoslawien zugeneigt war. Außer der Wiedereinführung der deutschen Unterrichtssprache in der Volksschule wurden auch deutsche Bürgerschulen und in Neuwerbaß, Hatzfeld, Werschetz, Weißkirchen und neuestens in Neusatz und Pantslowa deutsche Mittelschulen errichtet. Diese Schulpolitik hat in den Kreisen des jugoslawischen Deutschtums allenthalben Gefühle des Dankes und der Loyalität erweckt; leider aber blieb man serbischerseits den im Anfange gemachten Verpflichtungen nicht treu und setzte an Stelle der Versöhnung und Güte die Politik der Drohung und Gewalt.

Auf politischem Gebiete waren die Minderheiten anfangs rechtlos; bei den Wahlen 1921 hat man ihnen das aktive und passive Wahlrecht entzogen. Politische Organisierung und überhaupt Gründung politischer Organisationen war verboten. Es blieb nichts anderes übrig, als kulturelle Organisationen zu errichten. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1921 in Novisad-Neusatz der Kulturbund gegründet. Nach einem Jahre schon verfügte er über 40,000 Mitglieder in 140 Ortschaften. Der Kulturbund hat viel zum völkischen Erwachen des jugoslawischen Deutschtums beigetragen. In dem Kampf um die Behauptung der konfessionellen Schulen und für die Erhaltung der religiösesittlichen Grundlagen des Volksschulunterrichtes hat der Kulturbund in erster Reihe gekämpft. Das Hauptverdienst des Kulturbundes aber lag darin, daß er das Deutschtum gesammelt und organisiert und das meiste dazu beigetragen hat, daß es bei den Wahlen im vergangenen Jahre als ein einheitlicher Faktor auftreten konnte.

Bei den letzten Wahlen erhielten nämlich auch die Minderheiten Wahlrecht. Obwohl dies den Minoritäten in drei Monate vor den Wahlen bekannt gegeben wurde, konnte es die deutsche Partei doch auf acht Mandate bringen. Wenn man bedenkt, daß die deutsche Partei weder auf diesbezügliche Organisationen noch über Geld u. Agitationsmaterial verfügte so muß man die acht Mandate geradezu als einen ausschlaggebenden Erfolg betrachten. Den Erfolg hat die Begeisterung des Volkes, das seit zwei Jahrhunderten zum ersten Male deutsch wählen konnte, gesichert. Die deutsche Partei unterstützte die Regierung, obwohl sie sonst Politik der freien Hand machte. Die tiefschürfenden und sachlichen Reden der deutschen Abgeordneten Kraft, Schuhmacher, Moser usw. haben der Partei auch in serbischen Kreisen viele Sympathien erworben. Besonders hoch wurde es ihnen angerechnet, daß sie sich in den Bruderkampf zwischen Serben und Kroaten nicht einmengten, sondern in jeder politischen Lage aufbauende Arbeit verrichteten. Als aber die Demokratenpartei sich spaltete und Pribiczevitsch mit 15 Demokraten in die Regierung eintrat, mußte die deutsche Partei in die Opposition gehen. Der Anschluß der deutschen Partei an die Opposition hat — wie es sich später herausstellte — zum Sturze der Pasitsch-Pribitschevitsch-Regierung geführt.

Pasitsch hatte für die Minoritätenfrage Verständnis. Als die deutsche Partei zur Linderung der deutschen Not im Winter eine Hilfsaktion einleitete und 60 Waggons Lebensmittel und zwei Millionen Dinar nach Deutschland schickte, machte Pasitsch nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern unterstützte sogar die Aktion. Nicht so Pribitschevitsch. Er erblickte in jedem Deutschen einen Feind des Staates. Als Unterrichtsminister erklärte er in einer Rede, die er in Sabac hielt, daß weder Wilson noch Clemenceau noch Lloyd George je daran gedacht haben, daß die nationalen Minderheiten mit den staatsbildenden Nationen nicht gleichberechtigt zu sein brauchen und daß auch er nicht daran denke, den nationalen Minderheiten staatliche Gleichberechtigung zu gewähren. In diesem Sinne hat er auch gehandelt.

Bevor die Regierung aber abdankte, hatte Pribitschevitsch einen Ausrottungskrieg gegen die Deutschen begonnen. Er löste den Kulturbund auf, beschlagnahmte das Vermögen des Kulturbundes, beauftragte die subalternen Beamten, die Anhänger des Kulturbundes und der deutschen Partei womöglich zu schikanieren, drohte mit der Auflösung der deutschen Partei und der einzigen wirtschaftlichen Organisation: der Agraria. Doch, da die Regierung bald gestürzt wurde, konnte er seine Drohungen nicht verwirklichen.

Die neue Regierung ist von demokratischem Sinne erfüllt. Sie will zwischen Staatsbürgern und Staatsbürgern keinen Unterschied machen. So fort nach der Kabinettsbildung ließen Ministerpräsident Davidovitsch und Innenminister Petrovitsch den Obmann des deutschen Abgeordnetenklubs, Dr Krafft, zu sich rufen und teilten ihm mit, daß sie das gegen den Kulturbund erlassene Verbot zurücknehmen, die in der Verfassung garantierten Minoritätenrechte respektieren und die Schulfrage ordnen werden. Auch auf dem Gebiete der Verwaltung, wo geradezu balkanische Mißbräuche herrschten, soll eine radikale Aenderung eintreten. Es werden sämtliche Obergespäne und die meisten Stuhlrichter abgelöst, u. durch neue, zuverlässige Beamten ersetzt. Die Regierung ist noch keinen Monat am Ruder, und schon macht sich überall ein neuer Geist bemerkbar.

Die deutsche Partei, die das meiste auf das Spiel gesetzt, aber auch das meiste zum Sturz der Pasitsch-Pribitschevitsch-Regierung beigetragen hat, bringt der neuen Regierung volles Vertrauen entgegen. In diesem Sinne hat sich auch die Leitung der Partei in ihrer in Semlin abgehaltenen Sitzung ausgesprochen. Auch von der magyarischen Minorität wird die Davidovitsch-Regierung warm begrüßt; sie ist für die Minoritäten nach all den Verfolgungen die Garantie einer besseren Zukunft.

VON UND NACH
DEUTSCHLAND
Schiffskarten
REGELMÄSSIGE FAHRTEN
NACH UND VON
NEW YORK
Auf 4 bequemen Schnelldampfern
"OSCAR II" "UNITED STATES"
FREDERIK VIII" "HELLIG OLAV"
Aufmerksame Bedienung. Beste Küche.
'Prepaid' Schiffskarten für Verwandte in Deutschland nach allen Teilen AMERIKAS zu mässigen Preisen.
Direkte und schnelle Fahrten nach HALIFAX. Ermässigte Preise für Eisenbahnkarten nach allen Teilen KANADAS.
Nähere Auskünfte und Reservierungen bei allen LOKAL-AGENTEN der
SCANDINAVIAN-AMERICAN LINE
461 Main Street, Winnipeg, Man., Can.

Interessantes Allerlei

Ueberfall auf Hochzeitsgäste.

Ein sensationeller Raubanfall in der Nähe von Jassy hat, wie von dort berichtet wird, in der Stadt großes Aufsehen erregt. Ein Fiaker mit vier Hochzeitsgästen, der aus dem Städtchen Stefanesti nach Jassy fuhr, wurde auf der Landstraße in der Nähe eines Waldes von zwei maskierten und bewaffneten Banditen überfallen.

Die Räuber plünderten die Hochzeitsgäste und nahmen auch die Festkleider und Juwelen der zwei Damen mit. Einer der geplünderten Gäste ist ein Untersuchungsrichter. Die Räuber unterhielten sich untereinander französisch.

Die sofort eingeleitete Verfolgung war von Erfolg begleitet. Nach einem Feuerkampf, in dessen Verlauf vier Gendarmen verwundet wurden, konnten die beiden Banditen verhaftet werden. Einer ist Gerichtsbeamter, der zweite ein gewesener Polizeikommissär.

Geheimnisvoller Mord im Eisenbahnzug

Aus Paris, wird gemeldet:

Ein geheimnisvolles Verbrechen hält seit mehreren Tagen die Behörde und die Oeffentlichkeit in Aufregung. In einem Abteil erster Klasse des Zuges Paris — Versailles wurde in der Nacht der Versicherungsbeamte Armand Dutfoy tot aufgefunden. In seinem Herzen steckte ein 18 Zentimeter langes Stilett. Als der Mann in der Station Versailles vom Schaffner aufgefunden wurde, hatte er eben noch die Kraft zu den Worten: „Zwei braune Männer haben mich getötet." Darauf verfiel er in Agonie und starb nach wenigen Minuten. Nach den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung wurde festgestellt, daß Dutfoy viele Jahre lang in Rußland gelebt hatte und während der Bolschewikenherrschaft geflohen war.

Bei der Leiche fand man weder Geld noch Wertgegenstände. Trotzdem ist es nicht sicher, daß ein Raubmord vorliegt, sondern gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß an Dutfoy ein persönlicher Racheakt vollzogen wurde. Die Sicherheitsbehörden rechnen auch mit der Möglichkeit eines politischen Verbrechens. Vielmehr sind die Anhaltspunkte zur Aufklärung des Mordes im Eisenbahncoupe äußerst spärlich. Die Polizei fahndet nach allen Leuten von brauner Hautfarbe und mit braunen Haaren, namentlich nach den in Paris ansässigen Russen, Levantinern, Südslawen und Negern. Bisher waren die Nachforschungen auf Grund dieser sehr ungenauen Personenschreibung des ermordeten Versicherungsbeamten vollständig ergebnislos.

Ein furchtbares Familiendrama.

München. — In der Klenze-Straße in München hat sich ein Familiendrama abgespielt. Dort wohnt seit mehreren Jahren der Polstermöbel-Geschäftsinhaber Friedrich Vogt mit seiner Frau und zwei Kindern. Schon seit geraumer Zeit herrschte in der Familie Streit, so daß die Frau beschloß, sich mit ihrem in Regensburg wohnenden 16 Jahre alten Sohne eingehend zu besprechen, der auch von Regensburg kam, um mit seiner Mutter die Sache ins Reine zu bringen. Gegen 2 Uhr früh am Mittwoch hörten Hausbewohner plötzlich Schüsse fallen. Aber erst bei Tagesanbruch fand ein Tapeziermeister, der in der gleichen Wohnung zwei Räume als Werkstatt inne hat, die zehn Jahre alte Tochter mit einer Schußwunde am Kopf vor. Der Ehemann lag mit einer Kopfschußverletzung bewußtlos in seinem Bett. In einer anschließenden Kammer fand man den 11 Jahre alten Sohn auf dem Diwan liegend, ebenfalls mit einem Kopfschuß. Die Frau kniete tot vor diesem Knaben, Revolver noch in der Hand, während der aus Regensburg gekommene Sohn neben der Mutter lag. Auch er hatte einen Revolver in der Hand. Man nimmt an, daß die Frau zuerst den Mann im Schlafe erschossen hat, während der ältere Sohn in ihrem Einverständnis die Mutter, die Geschwister und sich selbst tötete oder hat töten wollen. Der schwerverletzte Mann und das Mädchen sind ins Krankenhaus gebracht worden. Dort starb der Mann, während das Mädchen sofort operiert werden mußte u. noch in Todesgefahr schwebt.

Die Gewehrkugel statt des Zahnes.

Zu einem Preßburger Zahnarzt kam ein Arbeiter und bat ihn, die Reste eines Hinterzahnes zu entfernen. Der Arzt zog die Wurzel und fand an ihrer Stelle eine russische Gewehrkugel. Sie hatte sich während des Krieges in den Unterkiefer gebohrt. Jetzt erst, als sie nach auswärts zu dringen begann und Schmerz verursachte, meldete er sich beim Arzt.

Gute Ernteaussichten in Argentinien.

Der „Argentinische Volksfreund" schreibt in seiner Oktobernummer:

Die Ernteaussichten haben sich seit den letzten Regen derart gebessert, daß man, nach dem jetzigen Saatenstand zu schließen, auf eine Ernte hoffen darf, die der vorjährigen „Bombenernte" nicht viel nachsteht. Hoffentlich erfüllen sich diese Erwartungen, denn es kommt nicht nur das materielle Interesse unserer Landwirte dabei in Frage, sondern auch das größte Bedürfnis eines großen Teiles der europäischen Länder.

Pariser Liebestragödie

Ein Aufsehen erregendes Drama hat sich in den Gartenanlagen der Champs-Elysees in Paris abgespielt. Spaziergänger vernahmen plötzlich mehrere Revolverschüsse. Als sie in die Richtung eilten, aus der diese Schüsse ertönten, sahen sie einen Mann und eine Frau zuerst die Flucht ergreifen und dann auf der Straße zusammenbrechen. Die herbeigerufene Polizei brachte die beiden Verletzten nach dem Spital. Dort wurde festgestellt, daß es sich um einen Pariser Rechtsanwalt namens Rives-Lande, Sekretär des früheren Marineministers Bokanowsky und eine Verkäuferin namens Jeanne Bonzepos handelte.

Der Rechtsanwalt hatte, wie die Untersuchung ergab, als Student vor etwa zehn Jahren die Bekanntschaft der Verkäuferin in Toulouse gemacht. Sie war seine Geliebte geworden, mit ihm nach Paris gekommen, als er sich in der Hauptstadt niederließ und hatte hier eine gutbezahlte Stellung als erste Verkäuferin in einem Warenhaus gefunden.

Bald bemerkte das junge Mädchen, daß ihr Geliebter sie vernachlässigte. Sie machte ihm häufig Vorwürfe, die aber nichts nützten. Es kam zu erregten Szenen zwischen den beiden, so auch an dem fraglichen Abend. Als der Rechtsanwalt dem jungen Mädchen seine entgültige Absicht kundgab, sie zu verlassen, und als sie sah, daß alle ihre Vorstellungen vergeblich blieben, zog sie einen Revolver und gab auf ihn fünf Schüsse ab, die er, da er ebenfalls einen Revolver hatte, erwiderte. Der Mann wurde von zwei Schüssen am Kopf schwer verletzt, während das Mädchen zwei Kugeln in den Arm, in die Schulter und in die Hüfte erhielt. Der Zustand der beiden Verletzten ist ernst.

Bolschewistischer Richter zum Tode verurteilt.

Kherson, Rußland, 3. Nov.— Nicholas Koslov, ein kommunistischer Richter, wurde wegen Annahme einer Bestechung zum Tode verurteilt, das Gericht änderte das Strafmaß aber später auf 10 Jahre Zuchthaus ab, weil Koslov sich in der bolschewistischen Revolution „verdient" gemacht hatte.

Schiffskarten
J. G. Kimmel, General Passenger Agent,
über 20 Jahre am Platz
United American Lines,
Hamburg Amerika Linie,
unübertrefflicher Dienst für Reisende und Einwanderer von und nach Europa. Neueste und moderne Schnelldampfer; direkte Verbindung von Hamburg nach Canada und New York. Alle weitere Auskunft frei. Man adressiere
J. G. Kimmel,
656 Main Str., Winnipeg, Man.,
in Firma Kimmel & Gordon.

Rückgang der kommunistischen Bewegung

London, 3. Nov. Die englische kommunistische Zeitschrift „Justice" macht in Verbindung mit einer auf Grund genauer Erhebungen zusammengestellten Bericht über die Höhe der Mitgliederzahl der kommunistischen Partei in Europa darauf aufmerksam, daß die nach dem Kriege an Stärke rasch zunehmende kommunistische Partei jetzt ebenso rasch ihre Mitglieder verliere.

Nach den Angaben der Zeitschrift hatte die Partei in den nachstehend genannten Ländern in den angeführten Jahren folgende Mitgliederzahl:

Belgien: 1920: 1000; 1922: 517 1924: 590.

Dänemark: 1920: 1200; 1922: 1200; 1924: 700.

Deutschland: 1920: 360,000; 1922: 266,000; 1924: 350,000.

England: 1920: 10,000; 1922: 5116; 1924: 3000.

Frankreich: 1920: 130,000; 1922 78,828; 1924: 50,000.

Italien: 1920: 70,000; 1922: 24,638; 1924: 12,000.

Norwegen: 1920; 97,000; 1922: 18,000; 1924: 16,000.

Schweden: 1920: 15,000; 1922: 12,143; 1924, 12,000.

Tschechoslowakei: 1920: 360,000; 1922: 170,000; 1924: 130,000.

Die Mitgliederzahl der kommunistischen Partei außerhalb Rußlands ist, wie „Justice" erklärt, von 1,064,000 im Jahre 1920 auf 874,142 im Jahre 1922 und auf 590,990 im laufe nden Jahre zurückgegangen.

Die Zeitschrift bemerkt hinzu daß die einzigen Länder, in denen die Kommunisten in der Arbeiterbewegung noch eine bedeutende Rolle spielen, Deutschland, die Tchechoslowakei und Frankreich seien, wobei das Blatt zugibt, daß die Parteistärke in Deutschland nur durch Subventionen von Rußland aufrechterhalten werden könne.

Die Goldsucher in Sibirien

Moskau, 1. Oktober.

Just jetzt, Anfang Oktober, zieht der größte Teil der in den Goldfeldern der Lena beschäftigten Goldsucher nach halbjährlicher unermüdlicher Arbeit in die Heimatdörfer zurück. Die Taschen gefüllt mit dem wohlverdienten Lohn, verlassen sie ihre Arbeitsstätten, um in Haus und Hof nach dem Rechten zu sehen, um Weib und Kind zu versorgen, um die langen Wintermonate auf dem Ofen zu — verschlafen. Wer kein eigenes Heim hat, wer ledig ist, kehrt nur für eine kurze Spanne Zeit in sein Dorf zurück und verjubelt das schwerverdiente Geld. Ist er allen Werdens los, so geht er wieder ins Tal der Lena, um die Schurfarbeiten der Sommersaison vorzubereiten, um zu arbeiten, zu verdienen, um es wieder übers Jahr — genau so zu verprassen, wie heuer. Ist er auch nur ein armer Bauer, so hat er doch die gleiche „breite" russische Natur, wie der Großkaufmann, der Reiche, wie schlechthin jeder Russe.

Im Gegensatz zum Ural, wo man das Gold fast ausschließlich aus dem Gestein haut, wird es im Lenatal geschürft, das heißt der als goldhaltig festgestellte Sand irgend eines natürlich oder künstlich trockengelegten Flußbettes wird gesiebt und gewaschen, durchspült und gesiltert, bis nur noch die reinen Goldkörner zurückbleiben. Im Vorfrühling werden vom Unternehmer, heute dem Staate, Arbeitergruppen unter Führung eines Kommissars gebildet, welche die Flußtäler eines bestimmten Bezirkes nach goldhaltigem Sand durchforschen. Wird solcher Sand festgestellt, so heben die Arbeiter „Schurfe" aus, das heißt quadratische Gruben von etwa zwei Meter Durchmesser, die in kleinen Abständen voreinander das ganze Tal durchqueren. Das aus diesen Gruben ausgehobene Erdreich wird durch ein großes Sieb in den oberen einer langen Reihe von aneinandergeschobenen Holzkästen geworfen. Diese Kästen werden von flachem, fließendem Wasser durchspült, der Sand wird fortgetragen, die Goldkörner bleiben, je nach Größe und Gewicht, früher oder später vor den in den Kästen aufgestellten „Kämmen" liegen, durch deren Zähne sie nicht mehr hindurchgespült werden können. Hier werden sie einer besonderen Reinigungsmaschine von Kieseln, harten Erdkrusten und anderen Fremdkörpern geschieden. Natürlich sind alle Holzkästen und sonstigen Reinigungsapparate von allen Seiten doppelt und dreifach vergittert und verschlossen, damit die Arbeiter nicht in Versuchung kommen, lange Finger zu machen. Einen ganz eigenartigen, ja überwältigenden Eindruck machen diese Schurffelder. Kilometerlange tiefe Gräben, viele Meter hohe Erdwälle zeugen von der Arbeitsleistung des Menschen.

Das Leben der Goldsucher ist bis heute noch ein sehr schweres und entbehrungsreiches. Nicht umsonst wird das Goldsuchen in Sibirien als „freiwillige Zwangsarbeit" bezeichnet. Eine solche ist es im wahren Sinne des Wortes. Weder die Revolution noch der Bolschewismus haben hierin eine Umwälzung zum Besseren gebracht, — im Gegenteil, die Arbeit ist heute eher noch schwerer und ungünstiger, als ehedem. Die gesamte wirtschaftliche Lage und die Versorgung der Arbeiter mit Lebensmitteln ist unsicher und karg geworden. Das geringe, schlechte Essen wird noch durch reichlich ausgeteilte Faust- und Kolbenschläge der Aufseher verbittert. Diese rohen Umgangsformen haben sich noch aus der Zeit erhalten, als das Hauptkontingent der Goldschürfer sich aus Verbannten zusammensetzte, die, frei in den Grenzen Sibiriens, um des lieben Brotes willen gezwungen waren, in den Goldfeldern Arbeit und Verdienst zu suchen. Heute arbeiten hier die Bauern der umliegenden Dörfer, soweit sie daheim abkömmlich sind. Bei der Anwerbung erhält der Arbeiter vom Staate, beziehungsweise dessen Vertreter, einen Vorschuß, der sehr reichlich bemessen ist und dem Verdienste von etwa drei bis vier Monaten entspricht. Dadurch wird der Goldsucher an die Arbeit gefesselt, denn es kommt heute nur selten vor, daß ein Arbeiter sich nach Empfang des Vorschusses „drückt". Der ihm bei der Anwerbung abgenommene Paß würde ihn verraten. Nun sucht auch andererseits der Angeworbene einen möglichst großen Vorschuß zu erhalten, da dieser ihm in gewissem Sinne Garantie dafür ist, daß sein Arbeitgeber ihn nicht so ohne weiteres von Arbeit und Verdienst verjagt, wenn er sich erst mal etwas zuschulden kommen lassen sollte. Ist die für einen Schurfbezirk nötige Anzahl von Arbeitern angeworben, so werden sie von einem Beamten an ihre Arbeitsstätte geführt. Dieses ist nicht leicht, denn gleich nach Auszahlung des Vorschusses pflegt eine oft tagelang anhaltende Trunkenheit wie eine Krankheit unter den Arbeitern um sich zu greifen. Trotz Alkoholverbot, oder vielmehr gerade deswegen, wissen die Arbeiter sich den „Samogon", den hausgebrannten Roggenschnaps, in den umliegenden Dörfern zu verschaffen, und nutzen die Sicherheit, weiteren Verdienst zu haben, voll aus. Einer oder der andere ist oft tagelang unauffindbar, bis er sich schließlich, ohne einen Kopeken Geld, selbst zur Arbeit meldet oder irgendwo aufgegriffen wird. Hat die Arbeit erst regelrecht begonnen, so verrichtet der Goldschürfer sein Tagewerk gewissenhaft und ordentlich. Wer seinen Vorschuß in monatelangem, hartem Schaffen abgearbeitet hat, verläßt die Arbeitsstätte selten vor dem Winter. Er weiß, daß er damit einen Vertragsbruch begeht, daß er ein zweites Mal nicht mehr angeworben wird, daß er dadurch für immer Arbeit und Verdienst in den Goldfeldern verliert. Die Goldsucher leben in großen, primitiv errichteten Holzbaracken; ledige und verheiratete zusammen. Wer Haus und Hof nicht hat, nimmt Weib und Kinder mit in die Kaserne, haust hier mit seiner Familie auf Holzpritschen inmitten seiner Zunftgenossen. Kaum daß der Morgen tagt, so geht's auch schon ans Tagewerk. Zum Frühstück und Mittagsbrot kehrt der Arbeiter in die Kaserne zurück, ißt, wenn er ledig ist, in der Kaserne seine Schtschi, die Kohlsuppe; ist er verheiratet, so hat die Frau ihm auf einigen zusammengestellten Ziegelsteinen sein Mittagsmahl und den unvermeidlichen Tee bereitet. Die Verpflegung ist kostenlos, wogegen Tee, Zucker, Tabak und sonstiges in der Kantine gekauft werden müssen; es wird angekreidet und bei der Schlußabrechnung vom Lohn in Abzug gebracht. Die Preise für alle diese Waren sind unverhältnismäßig hoch und werfen, neben der Goldgewinnung, auch ein Erkleckliches für den Staat ab. Natürlich darf der Arbeiter der Kantine nicht mehr Ware entnehmen, als er dem Werte nach an Lohn bereits verdient hat.

Arbeit, Schlafen, Essen — das ist der Werktag des Goldschürfers. Bleibt ihm etwas freie Zeit, so muß er seine Kleidung, sein Schuhwerk in Ordnung bringen. Sonntags spielt er Karten, tanzt, singt und — trinkt. Aus allen Dörfern der Umgegend kommen die „Samogon"-Lieferanten auf heimlichen Wegen durch die Taiga, den Urwald, zu den Schurfstellen geschlichen. Sorgfältig verborgen tragen sie unter dem Schafspelz die dickbauchige Flasche mit dem Fusel. Hinter Bäumen versteckt, lassen sie einen Pfiff, den verabredeten Ruf eines Vogels ertönen. Der sonntäglich geschmückte Arbeiter schlendert an den Waldrand — verschwindet im Dickicht. Einer folgt dem anderen—, jeder hat etwas Geld erspart für dieses Extra-Sonntagsvergnügen. Keiner steht dem anderen im Trinken nach und in kurzer Zeit ist die gesamte Belegschaft des Schurfes bis zur Bewußtlosigkeit berauscht. Doch wehe, wenn der Verkäufer des Schnapses dem Kommissar oder dessen Beamten in die Hände fällt —, er wird kurzerhand erschossen.

Der Arbeitsverdienst ist oft verschieden. Je reicher das Goldvorkommen, um so höher die Abschlußbelohnung, die jedem fleißigen Arbeiter am 1. Oktober winkt. Hat er aber der Kantine im Laufe der Monate viel entnommen, so schrumpft der Verdienst rasch zusammen. Vor dem Kriege und auch heute noch gilt der „Goldsucher" als unverwüstlicher Zecher und Schlemmer. Schon auf dem Heimwege, im ersten besten Dorf, kleidet er sich neu ein, ißt und trinkt gut, läßt sich eine Troika anspannen und jagt davon. Je näher er der Heimat kommt, desto schlimmer wird sein Rausch. In seinem Dorf läßt er es sich nicht nehmen, seine Verwandten und Freunde einzuladen und freizuhalten, mit ihnen von Kneipe zu Kneipe zu wandern, Flasche um Flasche zu trinken, zu verteilen. Nach acht, zehn oder zwanzig Tagen ist das so sauer und mühevoll erarbeitete Geld durchgebracht, die neue Pelzmütze, die Stiefel, der Schafspelz verjubelt — alles dahin ... Müde und abgespannt kommt der Goldsucher in sein oder seiner Verwandten Haus, ruht sich aus —, und tritt aufs neue, wie vor wenigen Monaten erst, den Weg zu den Goldfeldern an, den Weg zur „freiwilligen Zwangsarbeit." Und monatelang gräbt und schaufelt er, arbeitet und plagt er sich, scharrt etwas Geld zusammen. Ist aber der Herbst erst wieder da, so wird's leichten Herzens wieder verpraßt und vertan ... Nitschewo!

Maliziös.

A.: „Nanu, wo kommen Sie denn her?"

B.: „Aus dem Büro."

A.: „Sie sehen auch recht verschlafen aus!"

Vorausbestellungen auf den
„Deutsch-Canadischen Hausfreund"
den Courierkalender für 1925,
werden jetzt schon von uns und von unseren Agenten entgegengenommen.

Der Preis dafür ist derselbe wie im letzten Jahr. Doch wird die Ausstattung mit schönen Bildern, mit ernsten und heiteren Erzählungen und mit lehrreichen Artikeln diesmal gewiß noch weit mehr Anklang und Beifall als früher finden. Wir waren bestrebt, unseren Lesern in jeder Hinsicht einen interessanten Kalender zu bieten, der daher in keiner deutschcanadischen Familie fehlen darf.

Wer bald bestellt, wird bei Ausgabe des Kalenders zuerst berücksichtigt. Wir raten folglich unseren Freunden, mit dem Abonnementsgeld für den „Courier" auch sofort die 50 Cents für den Kalender einzusenden.